Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 49

Artikel: Die Reisende

Autor: Burg, Anna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646126

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

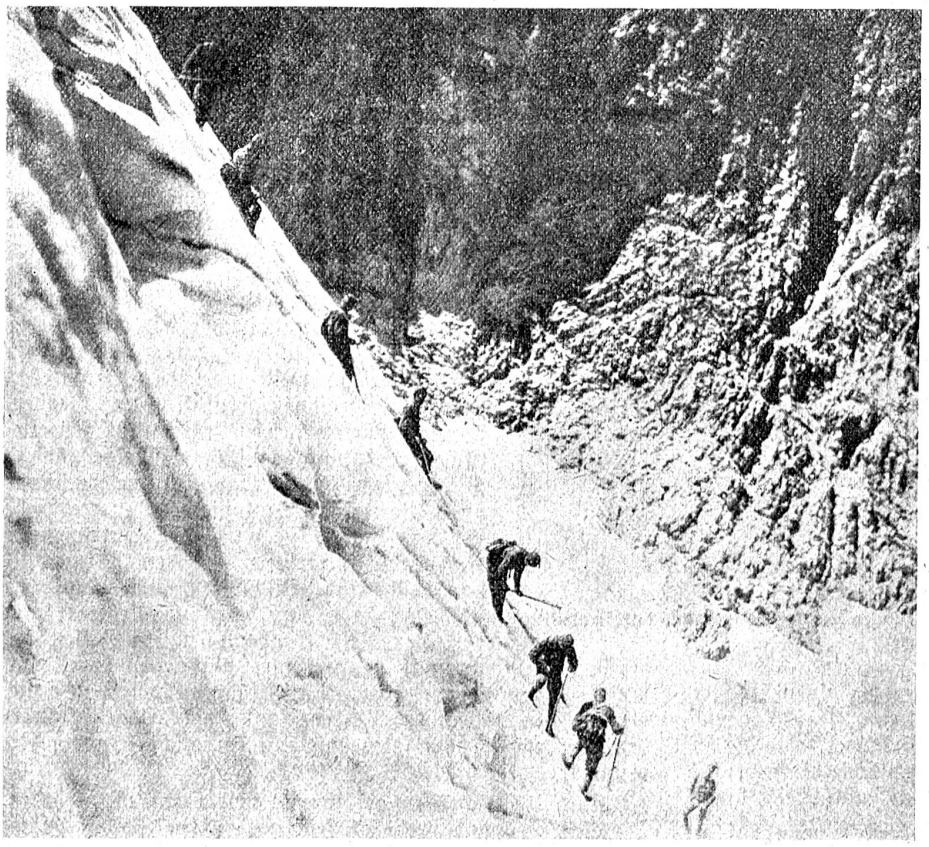
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Uebungskurse für Bergführer. Ausschlagen eines Weges im Alpeneise.

Saumpfad windet sich parallel der Stilfserjochstraße auf Schweizerboden hinauf, vorbei an mächtigen italienischen Stacheldrahtverhauen.

Droben, welche Ueberraschung: Wir stehen im Angesicht der schönen Ortlergruppe mit ihren schimmernden Schneefeldern und grünen Gletscherschlünden. Greifbar nah Gipfel an Gipfel, Kamm an Kamm. Bis fast an die nach dem berühmten tirolischen Höhenkurort Trafoi hinuntereilende Stilfserjochroute züngeln die Gletscherschlangen. Links der Ortlergruppe sonnen die Gebirge der Oetztaleralpen im scheidenden Tageslicht, wieder Gipfel an Gipfel und Firnfeld an Firnfeld.

Aber freilich, auch hier noch liegt der tötende Hauch des Krieges. Das Hotel selbst hat seine Spuren abbekommen. Gar manche verirrte oder zu hoch gehende Kugel spritzte an die Wände und löste den Verputz. Die Fenster tragen noch die Sandsäckeverbarrikadierung. Eine in die Hotelterrasse eingelassene Tafel meldet, daß am 4. Oktober 1916 der Soldat Georg Cathoma von der Geb.-Komp. III/91 von einer italienischen Kugel getötet wurde. Ein Tod fürs Vaterland! Der Grenze entlang ein österreichisches Barackenlager. Die Italiener konnten es nicht beschießen, ohne den schweizerischen Luftraum zu verletzen. Nun weht die italienische Fahne über der Offiziersbaracke. Unter uns stand ehedem, am Kulminationspunkt der Stilfserjochstraße, das österreichische Hotel Ferdinandshöhe. Die Italiener haben es zusammengeschossen. Nur einige Ruinen starren noch trostlos aus dem Schnee und zeugen von „entschwundener Pracht". Unbeschädigt ist dagegen Franzenshöhe, ein weiteres Hotel am Straßenabstieg nach Trafoi. Auch die Pagerhütte im Eis des Ortlers hat den Krieg überdauert.

Direkt vor unserem Hotel, nur wenige Schritte vom Grenzstein entfernt, ist ein österreichischer Schützengraben in steil abfallenden Fels eingesprengt und mit Sandsäcken verstärkt, von welchen viele durch Kugeln der Italiener aufgeschlitzt sind. Auch hier ein buntes Durcheinander. Die südlich der Straße aufragenden Firngipfel sind alle ebenfalls mächtig befestigt. Ueberallhin führen Telephonleitungen, stehen Seilbahngerüste, die den Lebensmittel- und Munitionsnachschub vermittelten, Verwundete und Urlauber hinabbeförderten. Wie konnten Menschenhände dies nur zustande bringen! Hier lernt man die Mühen und Drangsale des Hochgebirgskrieges so recht würdigen. Ein Schweizersoldat, der als Freiwilliger hier noch die Grenzwacht hält, während des Krieges mehrmals auf Dreisprachenspitze Dienst leistete, erzählte mir von den Kämpfen am Stilfserjoch, namentlich um den Besitz des Scorluzzo, der den Schlüsselpunkt zur Stilfserjochstellung bildet. Mehrmals wechselte er nach wilden Beschießungen die Hand, blieb aber bis zuletzt im Besitz der Oesterreicher. Zu solchen Zeiten mußten unsere Soldaten die Hotelkeller aufsuchen, wenn sie sicher sein wollten.

Oestlich des Hotels, unterhalb der Hotelterrasse, haben die Oesterreicher ihren am Stilfserjoch gefallenen Helden eine große Gedenktafel errichtet. Der in deutscher und ungarischer Inschrift angebrachte Text lautet: „Treu bis zum Tode seinem Kaiser und apostolischen Könige, seinem Vaterlande und seiner Heimat, seiner ruhmvollen Vorfahren würdig, verteidigte das IV. Reservebataillon des ungarischen Infanterieregiments 29, Freiherr von Loudon, in den Kriegsjahren 1915—1918 unter dem Kommando des Hauptmanns Kalél und des Oberleutnants von Kunze das Stilfserjoch und die verschneiten, unwirtlichen, eisigen Höhen von der Dreisprachenspitze über den Scorluzzo, den Nagler und den Kristallkamm ruhmvoll und ohne einen Schritt zu weichen gegenüber einem tapferen Feinde in mehr als 40 Gefechten. Sein gesegneter Name bleibt für immer verbunden mit jenen der Berge, die stumme Zeugen seines Heldenkampfes sind: Scorluzzo, Hohe Schneid, Tukettspitze, Hinterer Madatsch und Kristallkamm. Gedenke o Wanderer, der du hier in lichteren Zeiten vorbeiziehst, in Ehrfurcht derjenigen, die, ferne ihrer Heimat, treu in Eisesstürmen, Not und Tod dies Kleinod schirmten. Der weiße Bergtod, sowie der Tod unter feindlicher Einwirkung hat unter den treuen Söhnen Südungarns reiche Ernte gehalten. Gott aber nahm seine Helden liebreich und gnädig auf."

Die Nacht in der ausgeräumten Hotelbude war bitter kalt, liegt doch die Dreisprachenspitze 2850 Meter hoch. Froh war ich, als am 1. August die Sonne den anbrechenden Tag verkündete. Und ein Tag strahlendster Schönheit war's wieder. Selbst die Bernina hatte ihr Haupt enthüllt und schaute über die Veltliner Berge hinüber. Dieser Morgen wird mir unvergeßlich bleiben.

Die Reisende.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Burg.

Für einige Minuten war die Bahnhofhalle von widerhallendem Lärm erfüllt; Rufen und Laufen, Türenzuschlagen, Pfauchen der Lokomotive — dann fuhr der Zug aus der Halle hinaus — der Lärm verhallte, es wurde still. Die Reisenden hatten sich nach allen Richtungen entfernt. Die Beamten zogen sich in das Gebäude zurück.

Sie blieb allein auf dem verlassenen Perron und blickte sich seufzend um.

Die Bahnhofuhr zeigte auf sieben Uhr. Es war also für heute nichts mehr anzufangen und sie hatte sich nur um ein Nachtquartier umzutun. Der Gedanke bereitete ihr einerseits Erleichterung. Wenigstens für heute brauchte sie sich keinen Demütigungen mehr auszusetzen. Und morgen würde sie wieder mehr Mut haben.

Sie packte die beiden viereckigen Musterköfferchen, die sie vorher an die Erde gestellt hatte, mit entschlossener Bewegung, ihre Handtasche mit der einen Hand dazu, und wandte sich dem Ausgang zu.

Die Straße war von Nebel erfüllt, durch den die elektrischen Bogenlampen wie trübe Augen schimmerten.

Wohin nun?

Sie blieb zögernd stehen.

Ein Mann ging an ihr vorbei, der sie neugierig anstarrte. Sie fragte ihn nach dem nächsten Gasthaus und er deutete stumm in den Nebel hinein.

Da sie scharf hinblickte, erkannte sie die Umrisse eines Hauses dem Bahnhof gegenüber und eine matt erhellte Hausflur.

Dem Manne einen Dank zunickend, schritt sie darauf zu. Nach einigem Zögern betrat sie eine rauchige Gaststube, in der nur wenige Leute saßen. Sie nahm Platz an einem runden Ecktischchen, stellte ihre Köfferchen neben sich an die Erde und entledigte sich der Handschuhe. Einen Moment durchströmte sie ein wohliges Behagen. Es war warm hier und verhältnismäßig freundlich. Sie konnte sich ausruhen und erwärmen. Sie war des Eisenbahnfahrens und des Kofferschleppens müde. Sie hatte seit Mittag nichts genossen und war hungrig und durstig. Die Kehle war ihr ausgetrocknet.

Sie bestellte Kaffee und freute sich darauf, den heißen Trank zu schlürfen.

Weiter dachte sie augenblicklich nicht. Sie vergaß ihre tödliche Einsamkeit, die Eintönigkeit und Mühseligkeit ihres Daseins. Sie vergaß sogar, daß heute der 22. Dezember war, daß in zwei Tagen überall Weihnacht gefeiert würde und daß sie keinen Menschen hatte, der mit ihr das Fest feiern würde.

Sie wollte gar nicht weiter denken, als daß sie für den Moment geborgen war.

Kaffee, Brötchen und Butter wurden ihr gebracht. Es schmeckte herrlich und ihre Frage, ob sie für die Nacht ein bescheidenes Zimmer haben könne, wurde bejaht.

Langsam und behaglich schlürfte sie ihren Kaffee. Sie blickte nicht um sich. Es war ihr etwas so Alltägliches, in einer Gaststube zu sitzen, daß sie es sich ganz abgewöhnt hatte, die andern Gäste zu betrachten. So merkte sie denn gar nicht, daß sie selbst aufs eingehendste beobachtet wurde.

An einem entfernteren Tische saß noch ein junger Mann. Er war einfach gekleidet. Seine Hände waren schmal und weiß, offenbar nicht die Hände eines Arbeiters. Sein nicht schönes, sehr ernstes Gesicht trug einen Ausdruck von Resignation, die dunklen Augen blickten milde, sonst wohl etwas teilnahmslos, jetzt aber mit einer gewissen Spannung. Sie ruhten auf dem Antlitz der jungen Reisenden.

„Noch ein Bier, Herr Eckert?" fragte die Kellnerin, indem sie Teller und Besteck des Gastes wegräumte. Er wollte schon verneinen. Aber da fiel ihm ein, daß er mit leerem Glase doch nicht mehr lange dasitzen konnte, und ihm lag daran, die Zeit seiner Abendmahlzeit heute etwas auszudehnen. So befahl er zum Erstaunen der Kellnerin, die nur der Form halber gefragt hatte, ein zweites Glas. Und fuhr fort, das blasse Antlitz der jungen Reisenden zu betrachten.

Einem andern wäre die Fremde kaum aufgefallen. Sie hatte ein zwar regelmäßiges, aber durch Entbehrung und Leiden früh verblühtes Gesicht. Der billige Filzhut wirkte entstellend. Die schwarze Jacke saß schlecht. Sie war vorn aufgeknöpft und ließ eine dunkle reizlose Bluse sehen. Die kleinen Füße, die etwas übereinandergelegt unter dem Tisch zu sehen waren, trugen schlechtes Schuhwerk. Der Rocksaum war beschmutzt. Das alles sah Herr Emanuel Eckert wohl. Aber es hinderte ihn nicht, die Fremde mit Interesse zu beobachten.

Als sie fertig gegessen hatte, lehnte sie sich im Stuhl zurück. Ihre breiten Augenlider legten sich bis zur Hälfte über die großen Augen. Jetzt, wo das Antlitz erhoben und voll beleuchtet war, sah man, daß es eigentlich dazu bestimmt gewesen war, ein Lebenlang durch wirkliche Schönheit zu leuchten, zu erfreuen. Rücksichtslos hatte das Schicksal an dem tadellosen Gemälde verdorben, was ihm nur immer möglich war.

Emanuel Eckert neigte sich plötzlich über sein Glas. Er fürchtete, sie könnte jetzt, wo sie nicht mehr beschäftigt war, seine Beobachtung merken und unangenehm empfinden. Und so wagte er nur noch ab und zu einen flüchtigen Blick nach ihr hinzusenden.

Aber er wurde auch dieser Beschäftigung bald enthoben; denn sie erhob sich, bezahlte, nahm ihre Koffer auf und verließ die Gaststube.

Nun leerte auch Emanuel Eckert sein Glas auf einen Zug.

Wer ist das Fräulein?" fragte er die Kellnerin, während er seine Zeche beglich, mit einer gewissen Hast.

„Ich weiß es nicht. Aber sie übernachtet hier. Ich will mal draußen fragen."

Sie erwartete, daß er abwehren würde, weil die Beantwortung der Frage für ihn keine Bedeutung habe. Aber er sagte:

„Ja, ich bitte darum!"

Sie ging und kam mit dem Bericht zurück, es sei ein Fräulein Luise Hiller.

„Sie reist für gestickte Blusen," fügte die Kellnerin etwas spöttisch hinzu.

„Fräulein Luise Hiller," wiederholte er und seine Stirn runzelte sich ein wenig. „Ich danke," fügte er dann hinzu, erhob sich, nahm Hut und Ueberzieher und entfernte sich.

Der Nebel hatte sich etwas zerteilt. Die Athmosphäre war verändert. Es lag Schnee in der Luft.

Die kleine Stadt lag schon in tiefer Ruhe, obwohl es erst acht Uhr war. Nur ab und zu hallte der Schritt eines Vorübergehenden auf Minuten mit demjenigen Emanuel Eckerts zusammen.

Er ging in tiefen Gedanken und in einer seltsamen innerlichen Erregung.

In seinem Junggesellenheim angelangt, machte er rasch Licht und ehe er Ueberzieher und Hut abgelegt hatte, zog er die Schublade seines Schreibtisches auf und nahm aus lederner Brieftasche ein kleines vergilbtes Bild. Es zeigte eine Frauengestalt in unmoderner Kleidung, groß, schlank, mit edlem, süß lächelndem Antlitz.

Emanuel Eckert schaute es lange an. Ein Namenszug stand darunter: Helene Wald.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen war die Landschaft in Schnee gehüllt, duftig weiß und rein schimmerte die Welt. Das brachte Weihnachtsstimmung. Das erinnerte auch Luise Hiller mit einemmal an das nahe Fest, als sie in ihrem kahlen Gasthofzimmer ans Fenster trat.

Wie ein Stich fuhr es ihr durchs Herz.

„Weihnachten."

Sollte sie dieses liebste aller Feste zum erstenmal ganz allein in fremdem Ort zubringen? Sollte sie nicht doch am Ende ihre alte Tante, die wohlhabende Frau Fabrikinspektor Teilert, um Aufnahme für die Feiertage bitten?

Aber bitten? Wenn ihr die Gastfreundschaft nicht angeboten wurde? Und dann am Ende störend wirken in einem

kleinen intimen Kreis? Die einzige Verwandte hatte ihr immer fremd und kühl gegenübergestanden. Nein, zudrängen wollte sie sich nicht.

Sie lehnte die Stirn an die Scheiben und dachte des letzten Weihnachtsfestes, das sie noch mit ihrer angebetenen kranken Mutter zugebracht hatte. Schon damals in tiefer Armut. Schon damals hatte sie sich und die Mutter mühselig mit ihrer kleinen Einnahme, die sie als Reisende erzielt, erhalten. Ach, schon lange kannte sie Elend und Entbehrung, aber die Einsamkeit, die seit einem Jahre ihr Teil war, kam ihr jetzt mit furchtbarer Gewalt zum Bewußtsein, während der Anblick des Schnees Erinnerungen an die selige Kindheit heraufbeschwor.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue italienische Kammer.

Der greise Greulich sprach bei Eröffnung der Sitzung unseres neuen Nationalrates, Gesetzgebung verhüte die Revolution; seine Worte können als Leitmotiv der gegenwärtigen Entwicklung Europas und Amerikas gesetzt werden. In allen Staaten der Erde, soweit sie von der Industrialisierung berührt wurden, regen sich die Massen, um sich der Folgen zu erwehren, welche für sie erwachsen sind aus dem maschinellen Großbetrieb der Produktion. Ernsthafte und lächerliche Vorschläge fallen; um jeden dreht sich die Diskussion und das Ziel ist die Annäherung der Völker und der Einzelnen im Kampfe um die Existenz, auf daß die Interessen in Zukunft nicht gegen, sondern für einander arbeiten möchten.

Dem radikalen System eines gesellschaftlichen Neubaues hatten sich auf dem Parteitage zu Bologna Ende September die italienischen Sozialisten angeschlossen. Eine Minderheit bekannte sich als Parlamentarier; die Masse, voran die jugendlichen Führer, erzwangen den offiziellen Beitritt zur dritten Internationale, erklärten sich dem Parlamentssystem als gesetzgebender Quelle abgeneigt und verkündeten für die Zukunft nach einem radikalen Umsturz die unmittelbare Herrschaft der Volksversammlungen aller Arbeitenden und ihrer unter der Volkskontrolle stehenden gewählten Führer. Dies System der unmittelbaren Selbstregierung bedeutet im Grunde genommen die extremste Demokratie und die Maximalisten verhöhnen sich selbst, wenn sie die Demokratie verhöhnen.

In der italienischen Kammer nun machen die Sozialisten ein schwaches Drittel der Abgeordneten aus. Als stärkste Gruppe stehen ihnen die Liberalen gegenüber, mit den halb so starken Katholiken zusammen doppelt so stark wie die Sozialisten. Ganz Italien ist sich bewußt, welche Bedeutung diese Gruppierung hat. Die nationalistischen Schreier sind fast ganz aus der Kammer verschwunden. Nitti und Giolitti ahnten dies voraus, als sie die Auflösung des alten Parlamentes verlangten. Nun sitzt das neue beisammen; die Zahlen der Parteien drücken das Verlangen des Landes nach Neuaufbau und Heilung der Kriegsschäden aus. Es wird die erste Aufgabe sein, eine Gruppierung zu finden, die als Mehrheit funktioniert und einem Ministerium parlamentarischen Rückhalt gibt. Unter den gegebenen Zahlenverhältnissen sind die Liberalen allein nicht mehr wie einst befähigt, allein zu regieren. Sie müssen entweder mit den Katholiken oder mit den Sozialisten marschieren. Die beiden Gruppen haben ihrerseits Aussicht, die Liberalen ohne die kleinern Parteien zu überstimmen, aber nicht gemeinsam eine Mehrheit zu bilden. Es ist demnach nur eine Möglichkeit vorhanden, überhaupt zu einer Regierung zu gelangen: In der Vereinigung der Liberalen mit den Katholiken oder den Sozialisten, oder in wirtschaftbedeutenden Namen gesprochen: In der Zusammenarbeit von Industrie und Handel mit dem Kleinbürgertum zu Stadt und Land und mit den organisierten Arbeitern. Die Anforderungen an die italienischen Parteien sind außerordentlich groß. Es wird nicht mehr und nicht weniger verlangt, als die unmittelbare Anhandnahme des Ausgleiches zwischen den gegensätzlichen Wirtschaftsgruppen. Das Unternehmertum mit seinem immer noch zahlreichen Anhang im Volke, mit der nach seinen Ideen aufgebauten Staatstradition als Verbündeten, mit der Beamtenschaft als interessierter Macht im Rücken soll lernen zu verstehen, wieso es innerhalb einer Nation zu gewerkschaftlichen Organisationen und schließlich zu sovietistischen Programmen kam, und soll Mittel finden, die historisch folgerichtig entstehenden neuen Volkskräfte in die bestehenden Ordnungen einzubauen. Die Katholiken haben zu erkennen, welche Tendenzen sich im Liberalismus geltend machten, haben endlich auch zu glauben, was der Liberalismus getan, um die Arbeit im Laufe des letzten Jahrhunderts zu entfesseln; dazu kommt für sie die Notwendigkeit, im wilden, ungebärdigen Fordern der roten Massen die verkleideten hohen Ideale einer gesellschaftlichen Gerechtigkeit zu sehen. Am meisten haben die Sozialisten zu lernen, und vielleicht gerade deshalb, weil sie am meisten überzeugt sind von der Gerechtigkeit ihrer Sache und von der Zukunft der sozialistischen Ideen. Es gilt für sie trotz aller grundsätzlichen Treue, keine reale Möglichkeit aus den Augen zu verlieren, keine Institution des bürgerlichen Staates zum vornherein zu verwerfen, kein Wolkenkuckucksheim neuer Namen, Begriffe und Symbole zu schaffen, die vom nächsten gescheiten Kopf als längst bestehende und nicht einmal geschickt verlarvte Tatsachen der geschmähten Vergangenheit und Gegenwart erkannt werden . . . Man denke nur an die Demokratie! Wenn sie lernen, daß die Arbeiterklasse in erster Linie Interesse an der Arbeit haben muß, um auch die Früchte der Arbeit zu genießen, weil erst das Interesse die Früchte vermehrt, wenn sie erfassen, daß nicht erzwungene, sondern freiwillige Mitarbeit der Besitzenden und Intellektuellen dem Zukunftsstaat nottut, dann werden sie ihre Dogmen zweifellos revidieren und den bürgerlichen Parteien greifbare Vorschläge zur Wirtschaftsreform unterbreiten, möglicherweise sogar darauf sinnen, Gesetze zu schaffen, die zu aller Vorteil ausschlagen und der eigenen Partei die notwendigen fehlenden Anhänger werben könnten. Denn das müssen sie sich jedenfalls sagen: In Soviet-Italien, wenn es einmal Wirklichkeit würde, wären die katholischen und liberalen Wähler zum allergrößten Teil Arbeitende, mithin stimmberechtigt und darum in den Sovietsrat- und wahlfähig; die allgemeine unverfälschte Volksmeinung müßte schon mit Bajonetten terrorisiert werden, wenn sie sich wesentlich anders als heute in der italienischen Kammer äußern wollte. Und gleich wie heute in der Kammer die wesentliche Sorge darin liegt, die Produktion zu steigern und wie der Ausdruck dieser Sorge die Behandlung der italienischen Landfrage sein wird, so könnte selbst ein „allitalienischer Sovietkongreß" nach russischen Muster keine andere Frage in den Vordergrund schieben. Es wird zweifellos in der Absicht der liberalen Gruppen liegen, gleich wie die russischen Kadetten einen starken Bauernstand zu schaffen, der alsdann die konservativen, staatserhaltenden Kräfte stärken müßte. Werden die Sozialisten Italiens gleich wie vordem Lenins Partei den Versuch wagen und diese Maßnahmen sabotieren, um später die Lösung der Frage den Dorfsoviets in die Hände zu spielen? Oder werden sie das praktische Ergebnis in Rußland genau studieren, die improvisierte Arbeit der russischen Dorfbauernräte in ihren Folgen prüfen und die liberalen Pläne so zu beeinflussen suchen, daß das künftige Agrarsystem entwicklungsfähig, aber vor allem höchstproduktiv wird? Oder wollen sie um des Dogmas der „Sozialisierung" willen jeden Einfluß auf die Umgestaltung der Latifundienwirtschaft in eine moderne Wirtschaft unter „Eigenbauern" verlieren? Sie haben beim Erscheinen des Königs ostentativ den Sitzungssaal verlassen . . . soll das der Auftakt zur Sabotage bürgerlich parlamentarischer Arbeit sein?

-kh-